



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Moeller van der Bruck: Der Auslandsdeutsche

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Nordaustralien und Britisch-Papua erwiesen —, ein stiller, unaufhörlich fortschreitender innerer Verwesungsprozeß durch das ganze Südseeschutzgebiet, dem eine Stagnation folgen wird, wie sie im unter der Regierung von Queensland stehenden englischen Teil von Neuguinea schon seit einigen Jahren tatsächlich eingetreten ist.

Wenn irgend jemand, so glaube ich zu wissen, was wir an dem Südseeschutzgebiet, vor allem an seinem Hauptteil, Kaiser-Wilhelmsland, verloren haben mit seiner die früheren Schätzungen weit überschreitenden Bevölkerungsziffer, mit seinen mineralischen, der Erschließung harrenden Bodenschätzen, mit seinen Fett und Öl in ungezählter Menge liefernden Kokos- und bisher unbekanntem Bergpandanuspalmen, mit seinen bereits aufgefundenen Petroleumstätten und Kohlenlagern, mit seinen noch unverwertet daliegenden, ausgedehnten, für den Anbau großzügiger Zuckerrohrplantagen besser als Queensland geeigneten, alluvialen, küstennahen Ebenen, mit seinen unschätzbaren Viehzuchtmöglichkeiten im Großen wie als Eingeborenenkultur und anderem mehr. Und nicht nur die Aussicht, dieses für die Rohstoffzufuhr unseres Vaterlandes im Verein mit den afrikanischen Kolonien so wichtige Inselgebiet dauernd zu verlieren, sondern auch die zu einer sittlichen Verpflichtung gewordene, uns Deutschen verliehene, durch das treue, trotz der schwierigsten Verhältnisse nicht zu erschütternde Zuversetzen der Farbigen so glänzend erwiesene Gabe, den schwarzen und braunen Naturvölkern nicht nur äußere, sondern auch innere Werte bringen zu können, muß uns Deutsche immer mehr zur Tat anspornen, die schönen Kolonien möglichst bald wieder unter unserem Schutz zu vereinigen, deren Bevölkerung ebenso sehnsüchtig wie in Ostafrika, im Ovamboland, in Togo und in Kamerun uns in Neuguinea zurückerwartet.



Der Auslandsdeutsche

Von Moeller van den Bruck



Das deutsche Volk steht noch immer vor einem unverstandenen Kriege. So sehr ist die Nation gewöhnt, ein Binnendasein zu führen, daß es ihr schwer fällt, die Ereignisse, die über sie hingingen, aus Gründen zu verstehen, die außer ihr liegen. Dieselbe Nation, deren geistigen Blick für große Zusammenhänge man zu rühmen pflegt, scheint für Außenpolitik wie verdorben zu sein. Auch der Krieg war für sie nur eine Unterbrechung des unbesümmerten, des äußerst betriebsamen aber politisch völlig teilnahmslosen Lebens, in dem sie sich wohl fühlte. Sie brach ihn ab, weil sie in Gutgläubigkeit annahm, wenn nur Friede sei, dann werde sich dieses Leben wieder aufnehmen lassen. Zwar hat die Revolution sie aus ihrer politischen Leidenschaftslosigkeit aufgerissen. Aber wieder wird alle Kraft in einer Innenpolitik vertan, die vor allem gegen sich selbst rast. Das Volk hat den Krieg beinahe vergessen. Es lebt an seinen Folgen möglichst vorbei. Es hat das Bedürfnis, sich immer noch ungetroffen zu fühlen. Und erst in dem Maße, wie

die Zahl der Betroffenen wächst und die Schwere des Betroffenenseins zunimmt, kommt langsam und entsetzlich die Besinnung. Seit Versailles hat die Grenzdeutschen eine politische Erbitterung erfaßt, die von der Saar, vom Rhein und von der Weichsel her allmählich auf das Binnenland hinüberwirkt wird. Sie geht auf die tägliche Berührung mit einem Feinde zurück, den wir nunmehr im Reiche haben, und der nicht Mensch ist, wie wir gefühlvoll und weltversöhnlich wähten, sondern Franzose, Belgier, Pole. Aber noch immer hat der bittere Ausruf ein nur zu bitteres Recht: ganz Deutschland müßte besetzt sein, damit die Nation endlich verspürt, was ihr geschehen ist!

Und doch hat es einen Deutschen gegeben, der lange, als man in Deutschland nicht sehen wollte, den Krieg kommen sah: den Auslandsdeutschen. Während der Binnendeutsche in seiner Unbelehrbarkeit alles hinnimmt, was man ihm über die Entstehungsgeschichte des Weltkrieges vorerzählt, hat der Auslandsdeutsche diese Entstehungsgeschichte miterlebt. Während der Binnendeutsche am liebsten garnicht wahr wahrhaben möchte, daß der Weltkrieg für unsere mannigfachen Gegner die erwünschte Ableitung ihrer wirtschaftlichen Probleme oder deutschfeindlichen Instinkte auf die machtpolitische Ebene bedeutete, hat der Auslandsdeutsche gesehen, wie diese Ableitung vorbereitet wurde. Während der Binnendeutsche heute den Ausbruch von 1914 verleugnet, der die Nation vor jäher Gefahr in dem Gefühle einer guten Sache zusammenschloß, und jetzt eher mit Gleichgültigkeit zuhört, ja, unter Selbstbezüglichung zustimmt, wenn man der Nation die Schuld an 1914 zuschiebt, kennt der Auslandsdeutsche die Schuldigen längst von der Nähe her, hat sie beobachtet, hat sie durchschaut. Der Ausgang des Krieges hat den Auslandsdeutschen am härtesten getroffen. Er hat ihn nicht nur aus seinen Lebensbedingungen geworfen. Er hat ihn vor allem in seiner Anschauung, in seiner Erfahrung, in seiner Sorge um Deutschland bestätigt. Er hat einen besten Deutschen getroffen, indem er einen bewußten Deutschen traf, den politischen Deutschen, den einzigen Deutschen, der weiß, daß die Welt von außen anders aussieht, als sie von innen sich darstellt.

Die Deutschen haben immer erst durch Berührung mit anderen Völkern gelernt. Schon der römische Offizier aus germanischem Geschlecht, der unser erster Nationalist wurde, brachte von Rom den Römerhaß mit, der ihn die Heimat zum Freiheitskampfe gegen die Fremdherrschaft aufrufen ließ. Ebenso schufen die Römerzüge der deutschen Könige den deutsch-italienischen Gegensatz, der durch die Jahrhunderte des Mittelalters hin, bevor es den deutsch-französischen Gegensatz gab, die welsche Erbfeindschaft der deutschen Nation bestimmte. Wieder war Luther in Rom, war Guite in Bologna der Ausgang unserer nächsten Selbstbesinnung, die aus Reformation und Humanismus eine deutsche Nationalsache und, soweit sie ins Politische übergriff, eine nationalpolitische Angelegenheit machte. Nicht anders ist die Wirkung gewesen, die von dem dreißigjährigen Kriege ausging, als wir nun die berühmten Ausländer genugsam im eigenen Lande kennen gelernt hatten. Die ungeheure Prüfung blieb doch nicht ohne heilsame Folgen, sondern ließ das eingescherte Bewußtsein der ausgebrannten Nation noch einmal hell aufbläsen, so daß nur deren matteste Hirne unter den Hofleuten sich dem Fremden erst recht hingaben, während alle starken Köpfe unter Fürsten wie Gelehrten ihr deutsch-gravitätsches Selbstgefühl behielten oder bekamen. Damals

wurde Leibniz zu dem Vaterlandsfreunde seiner Denkschriften, durch die er alles Deutsche, von der Sprache bis zum Reiche, zu festigen trachtete, wandelte sich der Weltmann aus dem Philosophen in den kühnen Auslandspolitiker, der den diplomatisch-spekulativen Blick hatte, mit seinem ägyptischen Plane, den er Ludwig dem Bierzehnten vorlegte, vor allem die westliche Raubgefahr abwenden zu wollen. In der Revolution gingen die Mainzer Klubisten freilich auf die französische Seite, die sie für die menschenbeglückende hielten. Aber es waren doch nur ein paar rheinische Sonderlinge ohne geistige Wichtigkeit, die unter die Räder des Freiheitskarrens gerieten, während der Mann, auf den es ankam, sich in Frankreich für Deutschland entschied. Der Mann war nicht Georg Forster, der in England herangewachsen war und in Rußland gelebt hatte, der als Knabe eine Weltumsegelung mitmachte und auf ihr seinen Völkerblick empfing. Forster auch ging uns als der Auslandspolitiker noch verloren, zu dem er berufen oder nein, zu dem er vielleicht geboren gewesen wäre, wenn er in Deutschland schon die Plattform gefunden und freilich, wenn er sie gesucht hätte. Der Mann war vielmehr Joseph Görres. Auch der hatte es lange mit den Mainzer Republikanern gehalten, aber er brauchte nur nach Paris zu kommen, um hier den Tag seiner Umkehr zu erleben, die eine symbolische That gewesen und eines der wichtigsten Ereignisse unserer neueren Innengeschichte geworden ist. Seine französische Reise lehrte ihn den Unterschied zweier benachbarter Völker kennen, zwischen deren nationaler, moralischer, politischer Lebensanschauung es eine Versöhnung nicht geben kann. So faßte denn Görres den Mut zu seiner Absage an dieses Westlertum, für das er bis dahin aus der Ferne geschwärmt, das er aber jetzt in der Nähe kennen gelernt hatte. Und der heftige Revolutionär, als der er gegangen war, kehrte als der durchdrungene Patriot zurück, der wider Frankreich, der jetzt wider die Republik, der hernach wider Bonaparte aufrief. Er hatte das Auslandserlebnis gehabt, auf das es ankam, auf das es immer ankommen wird, und das nun einmal nötig zu sein scheint, um dem Deutschen zur Besinnung zu bringen, daß er deutsch ist.

Nur das Grenzdeutschtum ist im letzten Jahrhundert dieses Auslandserlebnisses noch theilhaftig geworden. Es wurde früh in den Nationalitätenkampf hineingeboren. Es wurde zu ihm erzogen. Es wuchs in ihm auf. Die Grenzdeutschen standen überall auf dem vorgeschobenen Posten, auf dem die große Deutschlandwanderung sie zurückgelassen hatte, von der einst Sprache, Sitte, Leistung der Heimat namentlich nach Osten getragen worden war. Das Binnendeutschtum nahm keinen großen Anteil an ihrem Schicksal. Es wußte nichts von dem zähen Kampfe, der hier um einen Sitz in einem Landtag, dort um den Erwerb einer Siedlungsstelle, hier um eine deutsche Schule, dort um eine deutsche Zeitung geführt wurde. Es wußte kaum etwas davon, wenn der Kampf die eigenen Reichsgrenzen entlang ging. Es wußte erst recht nichts davon, wenn die Kämpfenden tief eingesprengt in fremde Staaten saßen. Als unsere Leute im Verlaufe des Krieges in das Balkikum, nach Siebenbürgen, nach Tirol kamen, waren sie fast überrascht, daß sie dort Landsleute trafen. Sie waren ehrlich erstaunt, als sie am Schwarzen Meer, in der Krim und am Kaukasus auf schwäbische Kolonisten stießen. Und sie wurden unendlich erschüttert, als sie schließlich amerikanische Soldaten deutsch sprechen hörten. Nur die Deutschösterreicher waren seit langem mit den Nationalitätenkämpfen ihrer Monarchie vertraut. Noch heute sind die österreichischen

Deutschen, ob sie sich nun gegen Slawen, Magyaren oder Italiener behaupten müssen, unsere geschulten Irredentisten, die von ihren Gegnern die Ideologie wie die Taktik übernommen haben, um sie nunmehr auf das Deutschtum anzuwenden, gegen das sie ursprünglich gerichtet waren. Aber auch diese Abwehr wurde bei uns immer mehr als eine österreichische, und nicht so sehr als eine deutsche Sache empfunden.

Inzwischen hatte das neunzehnte Jahrhundert das Auslandsdeutschtum in dem besonderen Sinne geschaffen, den der Begriff hernach vom Reiche aus empfing. Es schuf den Deutschen, den abermals Neigung und Abenteuer, aber auch Weltwirtschaftsinn und Kaufmannstüchtigkeit eine Heimat verlassen ließ, die für ihn zu klein geworden war. Und es schuf einen Deutschen, der sich auch jetzt noch für das Deutschtum verantwortlich fühlte, das er in die Welt hinausstrug, ja, der sich auf dem Boden fremder Staaten und im Verkehr mit anderen Völkern eigentlich erst gewöhnte, alles war er tat und unternahm, als Deutscher zu tun und zu unternehmen. Der Mann, der hier das Beispiel gab, war Friedrich List. Als wir ihn austrieben, als er in Deutschland keinen Raum für seine Wirksamkeiten fand und er nun in Amerika in den Abstand zu Europa rückte, der uns in dessen Mitte so fehlte, da gedachte er der kleinen Zustände in seiner deutschen Heimat, und er gedachte ihrer mit Scham über sein Land, aber auch mit Ehrgeiz für sein Land. Er verglich die Völker, und er traute der Tüchtigkeit des eigenen Volkes schon zu, wofern man es nur seiner Enge entzieht, was die anderen Völker durch Glück, Beweglichkeit, Anpassungsfähigkeit zu erreichen verstanden hatten. List schloß von sich auf das Deutschtum. Und noch aus dem Auslande schrieb er an seine Landsleute das Bekennerwort aller Auslandsdeutschen: „Der Mittelpunkt aller meiner Gedanken ist doch immer Deutschland.“ Auch List hatte das Auslandserlebnis gehabt, auf das es ankommt. Es verbürgte eine Gesinnung, die der Deutsche in der Heimat so leicht nicht besitzt, die er aber in der Fremde empfängt. Und es bedeutete darüber hinaus Weite, Denken in Räumen, Einstellung des Auges auf große politische Perspektiven. Als wir List später wiedergewannen, nicht für ein öffentliches Amt, das wir ihm nicht bieten konnten, und kaum als die organisatorische Kraft, die in ihm wirkte, doch als den Publizisten, der für Deutschland schrieb, da wurde der große Geschichtsdenker, der in dem großen Volkswirt steckte, zu unserem frühesten Auslandspolitiker. In seinen Schriften finden wir die europäischen Probleme vorgezeichnet, die schließlich zum Weltkrieg geführt haben und die noch weit über ihn hinausreichen werden. Wir finden den deutsch-englischen und den deutsch-russischen Gegensatz ausgesprochen, die in ihrer Doppelung unser Verhängnis im Kriege geworden sind. Und wir finden eine Balkan-, eine Kaukasus-, eine Indienpolitik befürwortet, die aus der politischen Vorstellung der europäischen Völker nicht mehr wegzudenken sein wird. List konnte freilich niemals die Eisenbahnen bauen und die Flotten gründen, die sein politisches Denken bewegten. Er ging an seiner Leidenschaft für Deutschland zugrunde. Aber hier hatte es doch einmal einen Deutschen gegeben, der sich im Auslande nicht verlor: einen Auslandsdeutschen, der Weltpolitiker war, der an Verkehrsstraßen dachte, denen, wie er wußte, dereinst die Politik folgen werde, und der ein politisches Bewußtsein besaß, das geschichtsphilosophisch und praktisch zugleich war und Deutschland um Deutschlands willen in Erdzusammenhänge einbezog.

Das Werk der deutschen Einigung drängte die Entwicklung dieses welt-politischen Denkens hinter die des nationalen zunächst zurück. Bismarck dachte kleincontinental. Fast dachte Moltke, der im Orient gewesen war, noch eher gesamt-europäisch. Bismarck sah sich inmitten der Gegebenheiten gestellt, an die er seine Staatskunst setzte, und notwendig blieb für ihn die Beziehung zu Herrscherhäusern zunächst wichtiger als die von Erdteilen. Er stellte kaum England, ganz sicher nicht Amerika als künftigen Gegner in seine politisch-diplomatische Rechnung ein. An Rußland dachte er allerdings immer, aber Japan kam damals überhaupt in keinen Betracht, und nur sehr gelegentlich und durchaus beiläufig öffnete Bismarck wohl den Blick in ein Zeitalter, in dem deutsch-französische Querellen um Elsaß-Lothringen bedeutungslos und dafür die Großraumbeziehungen der Erde wichtig geworden sein würden. Doch seine Realpolitik, die vor allem Gegenwarts-politik war, bog von solchen Phantasien schnell ab, die sich etwa an eine künftige Aufteilung des Orients zwischen England und Rußland hesteten. Hier fühlte Bismarck sich fremd, fühlte sich nicht sicher, nicht im Besitze seiner Meisterschaft, während Friedrich Bist und später Constantin Franz als Zukunfts-politiker in den entsprechenden Wirklichkeitsplanungen zu leben durchaus gewohnt waren.

Der Blick für das größere Ausland kam den Deutschen erst mit dem Gedanken des größeren Deutschland. Die Auswanderung der achtziger Jahre bereitete diese Wandlung vor. Damals gingen an die zweihunderttausend Deutsche jährlich über die Reichsgrenze, Sie gingen der Nation verloren. Sie waren ein Opfer der Übervölkerung, die nach der Gründung des immer noch kleindeutschen Reiches als unvorhergesehene Wirkung sich einstellte. Sie war eine Warnung vor Menschenverschwendung, die uns alsbald nach Möglichkeiten ausschauen ließ, wie unsere Kräfte im eigenen Lande zusammengehalten werden konnten, auch wenn sie, und gerade weil sie Überschußkräfte waren. Der Selbsterhaltungstrieb der Nation setzte ein. Wir führten Rohstoffe zur Verarbeitung für die Erwerbslosen ein. Wir stellten unsere Industrie auf eine Ausfuhr um, die als Warenausfuhr nunmehr die Menschenausfuhr verdrängte. Wir schritten in der Richtung weiter, in der unsere Land-wirtschaft allmählich darauf verzichtet hatte, das Land zu ernähren, und ließen den Bauernsohn nunmehr in die Fabriken ziehen. Das Mittel erfüllte den Zweck nicht ohne manigfache Rückwirkung auf die Gesundheit unserer Zustände, aber es hatte neben den verwünschten Folgen immerhin die erwünschte, daß die Auswanderung alsbald auf ein Zehntel zurückging. Statt der zweihunderttausend Deutschen gingen nur noch zwanzigtausend Deutsche über die Reichsgrenze. Und diese zwanzigtausend Deutsche wurden die Auslandsdeutschen.

Sie waren von anderer Art. Sie waren nicht mehr die Masse von armen Ahnungslosen, die das Ungewisse aufnahm. Sie waren vielmehr die Auslese von Leuten, die in die Fremde hinausgingen, weil sie sehr genau wußten, was sie in ihr wollten. Der Auslandsdeutsche vertrat den veränderten Lebenswillen einer Nation, die nach den schweren Schwächungen ihrer Geschichte lange im Bürgerroste gesteckt hatte, aber dann an eine Arbeit gegangen war, deren Erfolge sie wachsen sah, und die nun in die Welt hinaustrat, um Anerkennung zu fordern. Die Auslandsdeutschen vertraten den Materialismus dieser Nation, aber sie taten es mit einem Enthusiasmus, der männlich war, auch wenn er „nur“

kaufmännisch war. Es war sogar der letzte Enthusiasmus, der von dem berühmten Idealismus der Deutschen in einem Zeitalter schließlich übrig blieb, in dem er als schulmäßige und abgestempelte Bildung unter den Händen von Nachgeborenen allmählich seine Glaubwürdigkeit verlor. Er war noch echt. Er war noch erlebt und erprobt und von Männern durchgesetzt, die sich vor allem selbst durchsetzen mußten. Er hatte den Zug einer scharfen Sachlichkeit, der von der Technik herüberkam, deren Erfindungen und Vervollkommnungen die Auslandsdeutschen in Uebersetzwerte umsetzten. Sie teilte diesen Zug sonst nur noch mit der Armee, oder namentlich, wie es die gemeinsame Umwelt mit sich brachte, mit der Marine. Auch in ihrem Handeln, das „nur“ auf Handel ausging, war spürbar das Meer und die blanke Lust und eine starke Freiheit. Sie waren wieder, was unsere Pioniere, was unsere Weltfahrer, Rohbegänger und Osterlinge gewesen waren. Sie waren Männer auf vorgeschobenem Posten, ob wir sie nun in eigenen Kolonien unterbrachten oder ob sie sich an fremden Stapelplätzen niederließen. Ihre Tätigkeit eroberte den Posten. Ihre Gesinnung verteidigte ihn. Die Gesinnung aber war, was Gesinnung immer sein muß, wenn sie einen Wert haben will, ganz Wirklichkeit, Anwendung, Leben.

Notwendig waren die Auslandsdeutschen ein Ausdruck des wilhelminischen Zeitalters. Aber sie drückten es nicht in der Phrase aus, sondern in seinen Realitäten. Sie lebten als Deutsche unter der Feindschaft der Völker, in dem Wettbewerbe der Länder, im Ränkespiele der Staaten. Sie erlebten, wie das Ansehen des Deutschen gleich der Ausbreitung seiner Sprache wuchs. Sie selbst waren, als sie zuerst hinausgingen, mit ihrer Sprache noch nirgendwo durchgekommen. Und jetzt, nach einem knappen Menschenalter, wurde das Deutsche überall an Küsten verstanden, wo früher nur das Spanische und später das Englische gesprochen und verstanden worden war. Also hatten sie ein Recht, des Monarchen zu gedenken, der ihrer Nationalität eine Weltgeltung zu schaffen suchte, wie andere Nationen sie längst genossen. Sie waren ohne seinen Dilettantismus. Sie waren auch ohne seine Romantik. Sie sahen seine Unzulänglichkeiten im einzelnen wohl. Aber sie sahen vor allem das Ganze der zeitgeschichtlichen Auswirkung. Es bedeutete etwas für sie, ob sie nun in Genua oder in Casablanca, in Kapstadt oder in Singapore saßen, wenn ein Schiff der deutschen Flotte den Hafen anlief. Sie waren bejahende Menschen. Sie setzten ihre Kritik deshalb niemals an die falsche Stelle, nur weil sie die erreichbarste, die sichtbarste, die ausgesetzteste Stelle war, wie dies die Dinnendeutschen zu tun liebten. Sie setzten sie vielmehr dort an, wo schlimmer als die Fehlgriffe des Monarchen, die wenigstens aus einem politischen Temperamente kamen, die Fehler erschienen, die dem politischen Phlegma der Nation entstammten. Die Auslandsdeutschen waren die unerbittlichen Kritiker einer Bürokratie, die ihren Stubengeist auch noch in Überseeräume hinausstrug. Sie waren die berufenen Kritiker unseres Konsulatswesens, das unseren Willen zum Weltvolke vertrat und in dem die Methoden einer peinlichen aber bedrückten und überalterten Verwaltungskunst versagen mußten, die einst in Kleinstaatsverhältnissen ausgebildet worden war. Und sie wurden die hohnvollen Kritiker einer Reichspolitik, die auch noch vor den schwersten Problemen mit ihrer leichten Diplomatie auszukommen glaubte, mit dieser Tag für Tagpolitik, die sich von der zweifelhaften Einsicht und dem noch bedenklicheren Wohl-

wollen der Parteien abhängig machte, mit dieser störrischen Reichstagspolitik, die seit Bismarck zwar vieles vergessen, aber so wenig gelernt hatte, daß ihr alle Entschlüsse immer erst abgerungen werden mußten.

Der Auslandsdeutsche war der großzügige Mensch, der sich dem gedrängten, dem eingeengten, dem schließlich kleinlichen Leben der Heimat entzogen hatte. Mit seinem lyrischen Gefühle hing er noch immer an dieser Heimat. Aber sein politisches Bewußtsein war über sie hinausgewachsen, seitdem er andere Länder, Sitten, Einrichtungen kennen gelernt hatte. Fernweh hatte ihn einst hinausgetrieben. Das Fernweh war jetzt erfüllt. Aber auch das Heimweh ließ sich niemals ganz unterdrücken. Es gab immer wieder Augenblicke, in denen es mit der einfachen Festigkeit des echten Menschen durchbrach. Es gab Augenblicke, in denen gerade der Auslandsdeutsche der Heimat besonders nahe kam, wenn er nun in tropischer Einsamkeit lag und auf entlegener Farm und zwischen farbigen Dienern des reinen nordischen Frühlings oder Herbstes gedachte. So lebte er in diesem eigentümlichen Wechsel von Fernweh und Heimweh, der freilich einen zu starken Menschen traf, um ihn problematisch zu machen. Der Auslandsdeutsche hatte sich entschieden. Er gehörte nun einmal dem Auslande an. Es war sein Bannkreis, der ihn nicht wieder ließ. Hier war er frei geworden. Hier hatte er den Abstand zu den Dingen bekommen, den nur der Raum den Menschen gibt. Hier hatte er das Recht auf ein Herrntum zurückerhalten, das als Recht auf Tätigkeit seinem Dasein den Sinn gab — und, wie er meinte, einem jeden Dasein.

Aber wiederum erzog das Ausland zum Deutschtum. Die Scham über Deutschland, die einst List so empfand, war jetzt ganz einem Ehrgeiz für Deutschland gewichen. Das hatte die Einigung des Reiches gewirkt. Sie hatte noch mehr gewirkt. Sie hatte unter den Auslandsdeutschen eine innere Einheit geschaffen, die es im Reiche trotz der äußeren Einheit nicht gab. Auf sie geht zurück, wenn hier wenigstens ein Deutschtum entstand, für das die Zwiste und Zwiespälte unserer Geschichte endgültig verschwunden waren. Wo Auslandsdeutsche zusammen waren, dort gab es die Restempfindungen nicht mehr, die dem Binnendeutschen noch immer so wichtig sein konnten, gab es die Gegensätze des Katholischen und Protestantischen nicht mehr, noch die eines Süddeutschen und Norddeutschen, nebst den mannigfachen Abwandlungen des Preußenhasses. Der Österreicher war selbstverständlich ein Deutscher. Und alle Grenzdeutschen waren es. Jede Mainlinie war für die Auslandsdeutschen gefallen. Gleichwohl war ihnen Deutschland nicht groß genug. Deutschland war ihr Rückhalt in der Welt. Aber der Auslandsdeutsche brauchte nur in deutsche Verhältnisse zurückzukehren, um von neuem zu fühlen, wie sehr er doch über sie hinausgewachsen war. Er wußte stets und vergaß nie, welch eine angesammelte Kraft in diesem preußischen Staate, in diesem gefesteten Reiche, in dieser hinausdrängenden Weltmacht lebte, die er draußen vertrat. Aber sein Weltgefühl war als Raumgefühl noch größer, als der Kraftherd, auf den er es bezog. Sein Weltgefühl war größer als Deutschland. Und dies war gewiß das Deutsche.

Das Neue an diesem Deutschen war nur, daß es sich jetzt nicht mehr weltbürgerlich verlor. Es gab auch den andern Auslandsdeutschen, der, wenn er zum ersten Male in ein fremdes Land kam, sich dessen Menschen eilends nachwarf und anhing. Es gab den Bewunderer des Auslandes. Es gab den Nachahmer der Ausländer. Und nach ihm hat man den Auslandsdeutschen ge-

legentlich beurteilt. Aber er blieb die Ausnahme. Er hat den Schlag, die Gattung, den gezüchteten Typus, den es sehr bald gab, jedenfalls nicht bezeichnet. Er galt, wofern er nicht den Dandydiplomaten betraf, immer nur von dem untersten Durchschnitt und war hier nur ein Zeichen, daß der Binnendeutsche mit seinen schlechten nationalen Gewohnheiten auch noch in diese Auslandskreise hineinlebte. Wo er sich breit machte, dort gehörte er noch am ehesten den Konsularvertretungen an. Und wo er besonders lärmte, dort konnte man am sichersten auf den bekannten Bergnügungsreisenden aus Deutschland schließen. Es ist ein deutscher Kunstgelehrter, kein deutscher Kaufmann gewesen, der die gezierten Worte sprach: „Ja, mich hat man im Auslande niemals für einen Deutschen gehalten.“ Der Arme ahnte nicht, wie sehr er gerade damit verriet, daß er ein Binnendeutscher war. Der wirkliche Auslandsdeutsche dagegen hat niemals Deutschtum verleugnet, sondern immer Deutschtum bekannt. Er hat vor allem niemals das Frankophilentum der Intellektuellen geteilt. Er wußte Bescheid um Franzosen und andere Portugiesen. Er sah in ihnen ein rückständiges Volk, das er zu genau in seiner Unfähigkeit zu jeder anfassenden Arbeit beobachtet hatte, um sie als Koloniatoren ernst nehmen zu können. Ganz anders war sein Verhältnis zu den Engländern. Er kam als ihr Wettbewerber. Und er übernahm von ihnen den großen praktischen Zuschnitt des Ueberseelebens. Aber er tat es mit dem Vorbehalte, ihm die besondere deutsche Form zu geben. Und dahinter stand immer der Wille, nur nicht zum englischen Gentleman, sondern zum deutschen Weltmann. In den Romanen hatte er die faulen Erben einer vergangenen Kolonialepoche erkannt, die zu verloddert und zu verhochstapelt waren, um noch Konquistadoren zu sein. In den Angelsachsen dagegen sah er die überlegenen Vertreter der gegenwärtigen Kolonialepoche, die den Begriff, die Erfahrung und Anpassungsfähigkeit des modernen Eroberers und Ausbeuters mitbrachten. Den Engländer erkannte er an. Aber der Mensch war auch hier unterschieden. Der Deutsche war nicht nur fleißiger. Er war auch aufnahmefähiger. Während der Engländer diese steife, gelassene und immer irgendwie dumme Unnahbarkeit zeigte, die freilich ihre Haltung auch dann noch behielt, wenn er vorteilhaft fand, sie in Noheiten unzufügen, war der Auslandsdeutsche die frischere und herzlichere Natur, war ein Deutscher, für den das Ueberseeleben gewiß keine Träumerei bedeutete, in der er sich gehen lassen konnte, und doch ein Deutscher, der vor allem Freude in alles legte, was er unternahm. In der Selbstgerechtigkeit des Auslandsengländer lebte dessen puritanisch-utilitaristische Überlieferung weiter. In der Sachlichkeit des Auslandsdeutschen setzte sich seine zugleich idealistische und soldatische Überlieferung fort. Ein neuer Typus des Auslandsseuropäers bereitete sich vor, dem man schon zutrauen konnte, was er sich selbst zutraute: eine dritte Kolonialepoche herauszuführen, die nicht mehr die nichts-als-britische war.

Aus solchen Völkergegenätzen hat der Auslandsdeutsche den Weltkrieg kommen sehen. Sein Ausbruch war für ihn keine Überraschung. Sein Ausgang ist es nicht minder. Er kannte die Franzosen. Und er kannte die Engländer. Er wußte, was von ihnen als Siegern zu erwarten war. Der Friede von Versailles vertreibt den Auslandsdeutschen aus den Kinderländern, die er dem Vaterlande zu gewinnen gedachte. Er unterbricht alle Anbahnungen der Welterschließung, an denen Deutsche beteiligt waren, und zerstört den modernsten Handel, den

modernsten Verkehr. Er ist über das ganze Deutschland hin eine Strafe für Arbeit und Tüchtigkeit, für Umsicht, Erfindung und Unternehmung. Er straft dieselben Deutschen, denen die Japaner bestätigt haben, daß sie die Schöpfer einer europäischen Musterkolonie gewesen sind, mit dem Verlust aller ihrer Kolonien. Er tut es mit der Begründung, daß sie sich als unfähig zur Kolonisation und deshalb unwürdig eines Kolonialbesitzes erwiesen haben. Der Binnendeutsche versteht diese Logik noch immer nicht. Der Auslandsdeutsche versteht sie nur zu gut. Der Binnendeutsche versteht den Weltkrieg noch nicht. Der Auslandsdeutsche versteht ihn. Es ist ein Auslandsdeutscher gewesen, der das Wort von dem „verstandenen Kriege“ gesprochen hat, der den Deutschen jetzt vor allem not tue. Er ist noch heute der einzige Deutsche, der aus dem eigenen Erlebnis heraus versteht, wenn man ihm sagt, daß der Krieg eine Auseinandersetzung der alten und der jungen Völker gewesen ist, bei der die alten Völker noch einmal gesiegt haben. Der Gedanke der jungen Völker war der Gedanke, für den die Auslandsdeutschen lebten. Hier liegt ihre besondere Tragik.

Es wird kein Auslandsdeutschtum mehr geben. Der Wille, der in ihm lebte, ist von der Übersee ausgeschlossen. Und die Kraft, die auch jetzt noch in ihm lebt, wird den Landweg gehen müssen, der sich durch Rußland gen Osten eröffnet. Auch hier wird es seinem geborenen Gegner begegnen. Auch hier wird es den Engländer treffen. Aber draußen in der Welt wird von seiner kurzen Wirksamkeit nur die unverwehbare Spur des Mythos bleiben. Es wird auf allen Weltmeeren der Mythos sein, der mit dem Seeschrecken der „Ayesha“, der „Emden“ und der „Möwe“ fuhr. Es wird der ostafrikanische Mythos sein, der in der Erinnerung von treuen und tapferen Askaris immer um die Gestalt von Lettow-Vorbeck bleiben wird. Es wird der Mythos sein, den der Dichter der Oewagen-Saga um die Schicksale des deutschen und hürischen Elementes von Südwest gezogen und in seine große und harte Sprachkunst geschnitten hat.

Es wird keine Auslandsdeutschen mehr geben. Aber vielleicht hat ihnen die Geschichte eine späte Rache vorbehalten. Der Weltkrieg hat die Erde noch einmal verteilt. Aber die Zeit wird kommen, in der die Weltteile sich selbst angehören. Und dann ist es der Weltkrieg gewesen, der den Anstoß zu dieser Entwicklung gab. Der Orient, China, Indien, Ägypten wollen frei von der europäischen Bevormundung werden. Die australischen Dominien werden einmal australisch und eher noch amerikanisch als britisch sein. Südafrika ist schon heute hürisch geworden. Wenn diese Schicksale sich dereinst erfüllen, dann werden die Auslandsdeutschen nicht mehr in den Reihen der Europäer stehen, die ihren letzten Kolonialbesitz verteidigen. Das „Ende des kolonialpolitischen Zeitalters“ wird die Auslandsdeutschen nicht mit treffen. Sie sind ihm entzogen.

Doch sie verbleiben dem Deutschland. Es liegt in dem Auslandsdeutschtum eine Erziehung zu politischem Denken in weiten Räumen und fernen Zeiten, die wir, die wir keine Gegenwart und Wirklichkeit mehr besitzen, nicht entbehren können. Und wenigstens die Lehre des Weltkrieges werden wir gewinnen, wenn wir in einem mittelbaren Erlebnis erst einmal alle zu geistigen Auslandsdeutschen werden und damit nach dem Kriege etwas von dem nachholen, was wir vor dem Kriege veräumten.